



Abend:

Zeitung.

180.

Sonnabend, am 28. Juli 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags, Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Gedichte von Wilh. Friedr. Damaschka.

1. Die Fischerin.

Auf dem Spiegel glatter Wellen
Rasch umher ein Schifflin gleitet,
Dessen Lauf, den wunderschnellen,
Leis' ein Mägdlein lenkt und leitet.

Und das Ruder in den Händen
Sitzt sie auf dem glatten Riele,
Scheint den leichten Kahn zu wenden
Wie zum Scherze und zum Spiele.

Ihre dunklen Augen streben
Durch die reine See zu spähen,
Denn der Tiefe reges Leben
Will die holde Maid ersehen.

Und in hellkristall'nen Räumen
Sieht sie wie die Fischlein gaukeln,
Und sich auf Korallenbäumen
In den grünen Wellen schaukeln.

Sieht die Wasservölkchen ziehen
In den Blüthen sacht und leise,
Und sie schnell vorüberfliehen
Auf der eilig stummen Reise.

Und es kömmt ein Fisch gezogen
Schön geschmückt mit gold'nem Scheine,
Und er schimmert in den Wogen
Gleich dem klaren Edelsteine.

Und wohin die Jungfrau leitet
Ihren Kahn, den wunderschnellen,
Wird vom Fischlein sie begleitet
In den lichtbewegten Wellen.

Da erregt der Maid Verlangen
Jener Fisch, der goldglänzende,
Und sie taucht, um ihn zu fangen,
In das Raß die weißen Hände.

Doch sie hat es kaum gefasset,
Jenes Fischlein in den Wogen —
Sieh' da war der Glanz erblasset,
Und die Fischerin — betrogen.

2. Die Elfen.

Als der Sonne Strahl erglühte,
Und die Rose sich erschlossen,
War zugleich in ihrer Blütze
Eine Elfe mit entsprossen. —

In den Kelch der Rose schlüpfend
Schwand sie bald in seinen Tiefen,
Weckte, leis' die Krone lüpfend,
Düste, die im Kelche schliefen;

Bald, auf Purpurblättchen sitzend,
Sahen mit Perlen sie zu spielen,
Die, im Morgenscheine blügend,
Auf die junge Rose stelen.

Ihrer Locken weiche Wellen
Flocht sie ein in glatte Schlingen,
Schmückte ihren Arm mit hellen
Klaren Diamantringen.

Da ersah von seinem Sitze
Sie ein Elf des Eichenwipfels,
Und er flog von hoher Spitze
Des umlaubten grünen Gipfels.

Schwebend zu der Rosenblüthe
Sprach er: „Rose! gieb mir Liebe.
„Auch in meiner Brust erglühete
„Sie mit heißem Flammentriebe.“

„„Können Rosen denn mit Eichen
„„Mit den hohen, sich verbinden?
„„Nur um Geister, die sich gleichen,
„„Kann die Liebe Kränze winden.““

Als die Elfe mit Erbeben
Diese Worte kaum gesprochen,
Wollt' der Elf sie rauh erstreben —
Doch die Rose ward gebrochen.

3. Der Gondolier. (Romanze.)

Auf den Bogen, wie zum Spiele,
Fliegt dahin der Gondolier,
Wiegt sich auf dem braunen Riele
Seiner Gondel dort und hier.

Und es gleitet leisen, schnellen
Laufes leicht das Schiffelein hin,
Wie oft über glatte Wellen
Leichtbeschwingte Weste flieh'n.

Und mit vollen Liederklängen
Spielt der starke Wellensohn,
Und zu seinen Seegesängen
Klinget der Guitarre Ton.

Da erscheinet am Balkone
Wunderhold ein Frauenbild,
Lauscht der kräftigen Canzone,
Die der Sängerbrust entquillt.

Fallen läßt in's Schiffelein nieder
Sie ein Goldstück von der Höh':
„Sing' nochmals mir diese Lieder
„Wack'rer Sohn der grünen See.“

Doch der Sänger blickt nach oben
Stolz, verstummet ist sein Mund;
Hoch hat er das Gold erhoben,
Und geschleudert in den Grund.

„„Wisse oben, stolze Schöne!
„„Nicht um eitles, prunkes Gold
„„Klingen meine Liedertöne —
„„Rein . . Allein um Minnesold.““

Und mit kräftig starken Zügen
Griff in's Steuer seine Hand,
Daß die Bogen mächtig stiegen,
Und die Gondel schnell entchwand.

4. Liederfrühling.

Warme Frühlingstrahlen küssen
Wald und Wiese, Moor und Haide,
Und aus solchem Kusse sprießen
Blümchen schnell im gold'nen Kleide. —

Hat uns in die Brust gehauchet
Liebe ihre holden Träume —
Sprießet auf, in Gold getauchet,
Schnell das Lied aus seinem Reime.

5. Das Vergißweinnicht.

Mein Liebchen sandte mich
Nach blauen Vergiß nicht mein.
„In's Herzchen schreib' ich Dich,
„Bringst Du dieß Blümelein.“

Ich eilte schnell zum Bach,
Wo sich das Sonnenlicht
In glänzenden Farben brach —
Das Blümchen fand ich nicht.

„Die Blume — wo ist sie, sprich?“
So schmollte sie zum Schein,
Und dennoch schrieb sie mich
In's kleine Herz hinein.

Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode meines Vaters ward der Wunsch, den ich schon bei Lebzeiten desselben genährt, die Welt, vor allem aber die Meisterwerke Rom's kennen zu lernen, und dem Leben wo möglich eine vielfarbige Seite abzugewinnen — zur unwiderstehlichen Begierde. Aber die Obhut meiner Schwester Niethlingshänden anzuvertrauen, hielt ich für zu gefährlich und auch für lieblos. Verwandte hatten wir nicht, und so entschloß ich mich denn, meine Reise mit dem achtjährigen Kinde zu unternehmen.

Lassen Sie mich jetzt die Ereignisse der nächsten acht Jahre in den engen Raum weniger Worte drängen, Ihnen das psychologische Resultat derselben vorzulegen, würde schwer halten, Sie auch vielleicht so wenig interessieren, als es mich in hohem Grade verstimmen würde, und die materiellen Ereignisse des Lebens werden bald gesagt seyn.

Genug also, ich durchreiste Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, hielt mich überall längere oder kürzere Zeit auf, ließ meine Schwester in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten, wozu ihre reichen Talente die Gelegenheit darboten, und ihr geistiges und körperliches Erblühen war mein Stolz und meine Freude. Aber je mehr Raphaele sich dem Jungfrauenstand näherte, desto schwerer lastete eine Sorge für die Zukunft, die Wahl ihres Gatten, auf meinem Herzen. Ich hatte mich in den ersten Jahren meines Aufenthalts in den südlichen Ländern und auch zuweilen in Deutschland an meine Glaubensgenossen angeschlossen, aber Herr! — mein ganzer Gewinn davon war, daß ich begreifen lernte, warum dieses Volk ausgeschlossen ist aus der menschlichen Gesellschaft, daß

nicht der Fluch des Geschickes, sondern der Fluch seiner gemeinen Leidenschaften auf ihm liegt, die durch Erziehung und Beispiel forterben auf Kind und Kindeskinde; daß seine Habsucht, seine niedrige List, seine oft schändliche Intriguensucht und dabei seine kriechende Unterwürfigkeit gegen seine Unterdrücker, die es wie einen ausfägigen Hund von sich stoßen, den Namen „Jude“ zum Popanz der Christenheit gemacht, dieser die Waffen gegen uns in die Hand gegeben, und dadurch wieder verderblich auf den einzelnen Bessern zurückwirken müssen. Ich weinte oft bittere Thränen über den Fall meines Volkes, aber ich erkannte auch immer tiefer, wie vortrefflich unsere Religion seyn müsse, daß dieses habgierige, erwerbsüchtige Volk selbst durch die reichen Vortheile, die die bürgerliche Gesellschaft durch die Verläugnung seines Glaubens bietet, nur mit seltenen Ausnahmen bewogen werden kann, ihm zu entsagen.

So unterrichtete ich meine Schwester selbst in den Lehren des Rabbinismus, mehr aber eigentlich in einer, jedem reinen, kindlichen Gemüth am meisten zusagenden Vernunftreligion. Wir hielten uns endlich, je älter Raphael ward, von aller israelitischen Gemeinschaft fern, hatten unsern Gottesdienst in unsrer Wohnung, und gaben uns endlich gar nicht mehr für Juden aus.

Der Gedanke jedoch, meine Schwester an einen solchen gewöhnlichen, nur dem materiellen Interesse lebenden Juden verheirathen zu müssen, ward mir immer unerträglich. Mochte ich vielleicht noch mit dem Auge der unerfahrenen Jugend an meine und meines Vaters Freunde in Polen zurückdenken, und das Leben wie die Menschen in dieser Ferne der Erinnerung mir vielleicht in einer Glorie erscheinen, die bei dem jetzigen Blicke reiferer Erfahrung nicht mehr dieselbe seyn würde, genug, der polnische Jude, wenigstens die, welche meines Vaters Haus betreten hatten, schienen mir, und scheinen mir noch jetzt mit Gewißheit weit edlerer Natur, als die Rasse, womit die übrige Welt bevölkert ist. Mein Entschluß war also, dorthin zurückzukehren, um meine Schwester zu verheirathen. Leider ward derselbe verzögert, doch nicht aufgehoben. Die ausbrechenden Unruhen in Polen machten eine solche Reise nicht rathlich, ich erhielt sogar meine Gelder nicht mehr in der bisherigen Ordnung, und sah mich zuweilen genöthigt, mein Liebhaberstudium, die Malerei, als Broderwerb zu benutzen, und nach Verlauf eines Jahres, während welchem ich in völliger Ungewißheit wegen unsers Vermögens schwebte, brachte mir ein Freund aus Warschau die Nachricht von dem beinahe gänzlichen Verluste desselben. Das Haus, wo ich meine ansehnlichsten Fonds untergebracht, hatte fallirt, und

meinem Freunde war nur Weniges zu retten gelungen, daß er mir selbst überbrachte, indem er in diesen Zeiten keinen andern Weg für sicher genug hielt.

Dieser junge Mann nun war vollkommen geeignet, mich mit meinen Glaubensgenossen durch einzelne Ausnahmen, wovon er den Beweis lieferte, auszusöhnen, und meine Heimath als das Asyl zu betrachten, wohin sich die Bessern unsers Volkes geflüchtet. Einst mein liebster Jugendgespieler, dann mein Freund, hatte er sich durch den mir bewiesenen Dienst mit eigener Aufopferung gerechte Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Er blieb einige Wochen bei uns, ich lernte ihn näher kennen, und ward immer stolzer, sein Volk und seinen Glauben auch die meinigen nennen zu dürfen. Nun sah er die damals sechzehnjährige Raphaela, und weinend sank er eines Morgens in meine Arme mit dem Geständniß des Wunsches, auch mein Bruder werden zu dürfen. Aber zu edel, jetzt, wo er sie noch nicht besitzen konnte, sie durch ein bindendes Versprechen zu fesseln, bat er mich nur, sobald die Reise nach Warschau ohne Gefahr zu unternehmen sey, mit meiner Schwester dort einzutreffen, wo er dann um ihre Liebe, und wenn er diese erlangt, um ihre Hand werben wolle. Ich umarmte ihn, und gewährte seine Bitte mit Freudenthränen. Einige Tage darauf reiste er wieder, wie er sein Wort gegeben, nach Warschau zurück.

Ich sah mich nun genöthigt, Pinsel und Palette als Erwerbzweig zu ergreifen, um mir und meiner Schwester das Leben zu fristen, was unser geringes Vermögen allein nicht vermocht hätte. Theils um diesen Zweck besser erreichen zu können, theils um mich von einem Orte zu entfernen, wo Raphaelens aufblühende Schönheit Aufsehen zu machen begann, begab ich mich mit ihr hierher nach M., wo die Kunst mehr, Unschuld und Tugend aber ebensowenig geachtet werden und vor Nachstellungen sicher sind, als an meinem frühern Wohnorte.

Hier leben wir nun wieder beinahe zwei Jahr. Den Grund unserer Zurückgezogenheit werden Sie errathen, auch ohne daß ich des Vorfalls von gestern erwähne. Trotz meiner Vorsicht ist es immer nicht ganz verborgen geblieben, daß wir Israeliten sind, in der Jüdin aber hofft jeder Christ eine leichte, wo nicht gar käufliche Beute zu finden, und was Ihr Herren nur Lebensgenuß, Lauf des Zeitgeistes, nennet, das taufen wir Ausschweifung, Laster. Unsere Aufklärung ist noch nicht die Curige und Ihr haltet uns — für diesen Fall sey es Gott gedankt — Euch zu fern, um Geschmack an Euern Sitten, also auch an Eurer Sittenlosigkeit finden zu können. Ueberdies betrachte ich Raphaelen als Braut, und Ihr

Herz rein und offen für den Eindruck zu erhalten, den, wie ich hoffe, mein Freund auf ihr empfängliches Gemüth machen soll, ist mir heilige Pflicht. Sie sind der erste Mann, der meine Schwester ohne Schleier gesehen, und werden in ihr das Original zu der Helena erkannt haben. Damit Sie aber nicht glauben, Eitelkeit habe mich und sie verleitet, sie so zu malen, oder ich wolle vielleicht mit ihrer Schönheit den Käufer des Bildes bestechen, so halte ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß dieß Bild als Geschenk an meinen Freund nach Warschau gesendet worden ist; ich konnte mir übrigens den Wunsch nicht versagen, sie in der Kleidung, die meine Mutter zuweilen in heitern Stunden auf Bitten meines Vaters anlegte, als eine Erinnerung an die Verewigte in der nun wieder ihr so ganz ähnlichen Tochter auf der Leinwand festgehalten zu sehen. Ich malte sie des Nachts vermöge einer künstlichen Beleuchtung, bei welcher zu malen ich von einem alten Meister in Venedig gelernt; denn am Tage hätte ich dieß in meinem Atelier nicht wagen können. Der einzige Fehler, den ich begangen, ist vielleicht der gewesen, dieß Bild öffentlich auszustellen, aber leider darf ich nicht bloß der Kunst um der Kunst willen leben, sie muß mir als Brodstudium dienen. Uebrigens dauert mein Aufenthalt hier nur noch bis künftiges Frühjahr, da unserer Reise nach Warschau kein anderes Hinderniß mehr entgegensteht, als der harte Winter, während welcher ich meine Schwester den Beschwerden einer solchen Reise nicht gern aussetzen möchte."

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand über Rousseau.

„Ich habe Rousseau's Werke wieder gelesen, um zu sehen, ob sie vor dem Tribunal meiner gereiften Vernunft und meines ausgebildeten Geschmacks, den Enthusiasmus rechtfertigen, den sie mir in meiner Jugend einflößten.

Ich kann den „Emil“ nicht mehr erhaben finden. Das Werk ist ausgezeichnet geschrieben, was die Formen des Styls betrifft, aber in Hinsicht der Sprache, im engeren Sinne, ist es weniger zu loben. Es finden sich im Emil einige Seiten voll seltener Beredsamkeit. Das Ganze ist bloß theoretisch und völlig unbrauchbar. Die üble Laune des Misanthropen ist bemerkbarer als die Strenge des Weisen, die verwundete Eigenliebe hält Gericht. Die Systeme der Zeit tauchen selbst da auf, wo Rousseau gegen diese Zeit eifert; er declamirt gegen die Sitten des Jahrhunderts, welche er selber nicht zu verläugnen ver-

mag. Das Werk ist weder gewichtig durch den Gedanken, noch ruhig im Styl; es ist sophistisch, ohne neu zu seyn; die Ideen zielen auf ein Außerordentliches und sind doch gewöhnlicher Natur. Kurz, es fehlt diesem Tractat über Erziehung die Wahrheit. Daher ist es ohne Wirkung geblieben, deswegen hat man nichts davon behalten. Das „Glaubensbekenntniß des Vikars von Savoyen“ hat das Interesse der Umstände verloren; man kann darin nur eine ziemlich langweilige socinianische Predigt finden und nur die Exposition der Scene ist zu bewundern.

In seinen politischen Schriften ist Rousseau klar, concis, fest, logisch, eindringend durch die Zusammensetzung seiner Folgerungen, die er oft aus irrigen Vorderfäßen herleitet. Allein, so sehr er dem gesellschaftlichen Rechte der alten Schule zugethan ist, verwirrt er es doch durch Beimischung des Unterrichts. Uebrigens sind die Staaten vorgeschritten und Rousseau's Politik hat gealtert.

Steht Rousseau über andern Schriftstellern, so ist das nur in einigen Briefen der „neuen Heloise“ der Fall, die man im Angesichte der Felsen von Meillerie lesen muß, in seinen „Réveries“ und in den „Bekenntnissen.“ Hier, in der wahren Natur seines Talents, entwickelt er eine, vor ihm unbekanntere Beredsamkeit der Leidenschaft. Voltaire und Montesquieu haben Muster des Styls in den Schriften aus dem Jahrhundert Ludwigs 14. gefunden. Rousseau, und wenn man will, Buffon, haben eine, von dem großen Jahrhundert nicht geahnte Sprache geschaffen.

Doch muß man gestehen: Rousseau ist nicht sowohl edel, als glühend, er besitzt mehr Leidenschaft als Zartheit; die Arbeit läßt sich überall nachweisen und selbst im Liebenden erkennen wir den Schriftsteller Rousseau, poetischer in seinen Bildern, als in den Bewegungen seines Gemüths, ist er mehr durch die Sinne inspirirt, als durch die Seele; es fehlt ihm Fénelons göttliche Flamme; er drückt tiefe, selten hohe Gefühle aus; sein Genius ist groß und schön, aber er ist der Erde verwandter als dem Himmel."

Folgende Stelle charakterisirt vielleicht Chateaubriand noch mehr, als Rousseau: „Noch giebt es eine Welt, welche dem Maler Juliens verschlossen ist; es ist zweifelhaft, ob er einen Ritterroman hätte schreiben können; wäre ihm eine Conception, wie Zaire oder Tancred möglich gewesen?"

Der Vicomte fragt aber auch zu komisch.

R. v. Groscreutz.